

Nr. 264 Bromberg, den 17. November 1932.

Mandus Fritzens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

So verging wieder eine Woche. Jetzt kriegte auch Jonni den Passatkoller, und schon fing die alte Triezerei von neuem an. Die Seestiefel begannen wiederum zu fliegen, und Mandus ließ sie darum, als Jonni gegen Abend um den Kompaß herumschnüffelte, in die Segelkammer verschwinden.

Gleich nach Mitternacht entdeckte er das Verbrechen und zerrte am Schellenring.

„Ruhe im Schiff!" knurrte Tetje im Traum.

Mandus zog seinen Knief und unterbrach mit scharfem Schnitt die Verbindung mit der Kajüte. Das gekappte Tau schlug im hohen Bogen zurück und traf Andres Ochwatt, der gerade die Wache hatte und sich den eben aufgehenden Halbmond besah, sehr derb über den Handrücken. Er war gleich im Bilde und machte sich ein Vergnügen daraus, an dem Tau zu ziehen. Wohl eine Viertelstunde währte das Spiel, bis Jonni sich und seinen gerechten Grimm über den Satansjungen in die Koje verlud und einschlief.

Mandus stand am nächsten Morgen mit den Hühnern auf und klarte die Kajüte. Beim Aufbacken des Frühstücks machte er sich auf einen äußerst warmen Empfang gefaßt. Aber Jonni knirschte nur mit den Zähnen. Und wie! Weitere Tätlichkeiten unterblieben, weil Andres Ochwatt mit seinem breiten Rücken das Erziehungsfahrwasser sperrte.

„Du Meuterer!" grollte Jonni und schüttelte die rechte Faust. „Wo sind meine Seestiefel?"

„Die müssen geschmiert werden!" versetzte Mandus patzig.

„Richtig!" fiel Andres Ochwatt ein. „Seestiefel können gar nicht genug geschmiert werden."

„Warum bist du heute nacht nicht gekommen, wie ich geschellt habe?" kollerte Jonni und warf seinem Zweiten Steuermann einen dolchartigen Blick zu.

„Ich habe nichts gehört?" log Mandus mit eiserner Stirn und kalten Herzens.

„Ja, ja, die Jugend!" grinste Andres Ochwatt. „Als ich vierzehn Jahre alt war, da hätte man eine Kanone an meiner Koje abfeuern können, ich wäre nicht aufgewacht."

„Drei Minuten lang habe ich geklingelt!" zischte Jonni wutentbrannt und zeigte auf den Schellenring, der über dem rechten Sofabacken baumelte.

„Das Tau hat sich wohl vertülert," meinte Andres Ochwatt, „oder es ist gebrochen."

„Ja!" bestätigte Mandus mit blitzenden Augen. „Es ist kaputt, und es wird immer wieder kaputtgehen."

Andres Ochwatt lachte hell auf und patschte sich mit beiden Händen auf seine gutgepolsterten Oberschenkel.

„Raus!" brüllte der Jonni fuchsteufelswild.

Und Mandus zog sich nach dieser ersten gewonnenen Schlacht siegreich zurück.

Mann über Bord.

Das zerschnittene Tau wurde nicht gespleißt. Mit Rücksicht auf die Mannschaft verzichtete Jonni stillschweigend auf alle weiteren nächtlichen Ruhestörungen.

Mandus stellte die Seestiefel wieder unter das Sofa und vermied jeden Zusammenstoß. Er wollte sich erst einmal bei Andres Ochwatt für die unverhoffte Hilfeleistung und Bundesgenossenschaft bedanken. Darum trieb sich Mandus nun dicht vor dem Achterdeck herum, dessen Betreten ihm von Jonni strengstens verboten worden war.

Gleich nach dem Mittagessen bemerkte Mandus, wie die beiden Steuerleute durch ein gelbes Messinginstrument, das die Form eines Schafschinkens hatte, gleichzeitig nach der Kimm und nach der Sonne guckten, die weißglühend im tiefblauen Tropenhimmel hing.

„Sonntag können wir den Äquator haben," sprach Cornelius.

„Sicherlich!" antwortete Andres Ochwatt, übergab ihm die Wache, stieg vom Achterdeck und trug, ohne Mandus zu beachten, den Sextanten in die Kammer.

Äquator! er grübelte. Sind wir schon so weit? Das ist aber schnell gegangen!

Am nächsten Morgen betrat er trotz des Verbotes das Achterdeck. Tetje hielt das Ruder, und Andres Ochwatt hatte die Wache. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Aber der Morgenstern stand schon am Himmel und glänzte silbern wie ein Spiegelscherben.

Andres Ochwatt hatte wieder den Sextanten zwischen den Händen und visierte nach Osten.

„Willst du auch einmal die Venus schießen, Mandus?" fragte er ihn.

„O ja!" rief Mandus, der mit brennend neugierigen Augen dastand und nicht vom Fleck gewichen war.

Nun durfte er den heiligen Schafschinken halten und durch das kleine Fernrohr gucken. Er sah zwar nicht die Venus, aber er hatte doch wenigstens nach ihr geschossen.

„Das ist wohl deine erste Reise?" fragte der Steuermann weiter und legte ihm die rechte Hand auf die Schulter.

Mandus bejahte.

„Sonntag wirst du getauft!" fuhr Andres Ochwatt fort. „Da haben wir den Äquator. Du weißt doch, was das ist?"

„Das ist die Linie, die die Erde in die nördliche und die südliche Halbkugel teilt."

„Richtig!" nickte Andres Ochwatt und prägte ihm aus Anerkennung einige blaue Flecke auf die Schulter. „Oder das Tau, das die Erde um den dicken Bauch hat."

Mandus lächelte.

„Sag mal, schreibt sich dein Vater mit x?"

Mandus nickte erwartungsvoll.

„Und ist deine Mutter eine geborene Köhn aus Rothenburgsort?"

Mandus konnte das nicht bestreiten.

„Und hat dein Vater in St. Georg eine Kellerwirtschaft?"

„Ja!" rief Mandus eifrig. „Auf der Langen Reihe."

„Und hat deine Mutter eine Stieftante in St. Pauli?"

Mandus hob die Schultern mit den blauen Flecken. So tief war er in die Geheimnisse seiner eigenen Familie noch nicht eingedrungen.

„Eine geborene Stapelmann?"

„Den Namen habe ich schon mal gehört. Und dann lebt auch noch eine Tante von meinem Vater in Oldesloe."

„Die geht mich nichts an!" rief Andres Ochwatt. „Ich interessiere mich nur für die Stapelmanns. So heißt nämlich meine Braut, sie ist also eine Nichte von deiner Großtieftante auf Mutterseite. Hast du das verstanden?"

Mandus nickte sehr zaghaft, weil er sich zwischen diesen immer verzwickter werdenden Verwandtschaftsverhältnissen nicht mehr hindurchfinden konnte.

„Und wenn es sich macht, dann heißt sie übers Jahr nicht mehr Stapelmann, sondern Ochwatt. Und dann bist du mit mir verwandt und darfst mit auf der Hochzeit sein."

„Gern!" sprach Mandus und wurde rot.

„Dann bin ich dein angeheirateter Stiefgroßonkel, und du bist dann mein Drittelneffe. Aber Respekt muß sein, solange wir an Bord sind."

„Das versteht sich!" sprach Mandus altklug und wich einen Schritt zurück.

Aber Andres Ochwatt trat jetzt ganz dicht an ihn heran und flüsterte rasch: „Der Alte hat eine Pike auf dich!"

„Ja!" nickte Mandus betrübt. „Es scheint so."

„Weißt du auch warum?"

„Keine Ahnung!"

„Besser so!" fuhr der zukünftige Drittelonkel fort. „Respekt muß sein, aber laß dir nichts gefallen. Sag, du springst über Bord, wenn er dich wieder piesacken will. Aufbacken soll der Koch. Das ist keine Arbeit für einen Schiffsjungen, der in meine Familie kommen soll. Und wenn der Alte durchaus keine Ruhe geben will, dann gießt du ihm eben die heiße Bratensoße über die Weste. Du mußt natürlich damit warten, bis stärkerer Seegang ist. Ich will das eine Mal die Kartoffeln schon trocken herunterwürgen. Fertig! Abtreten!"

Damit drehte er ihm den breiten Rücken zu.

Mandus verschwand vom Achterdeck, tat seine Arbeit in und außerhalb der Kombüse, schlief die Nacht gut und ging am folgenden Morgen zum Gegenangriff über.

Wozu bis zum Sonntag warten, wenn es sich schon am Freitag verrichten läßt? dachte er dreist.

Und so sprang ihm denn beim Aufbacken die Wochentagstasse aus der Hand und zerklirrte auf Deck in drei große Scherben.

Jonni sprang auf wie ein Rasender, und Mandus ergriff die Flucht. Darauf setzte sich Jonni wieder aufs Sofa und trank den Kaffee aus dem Wasserglase.

Am Sonnabend warf ihm Mandus ohne weitere Förmlichkeiten die Wochentagsreservetasse vor die Stiefelsohlen.

Diesmal sprang Jonni wie ein boxendes Känguruh bis in den Kajütengang. Hier aber besann er sich eines Besseren, machte langsam rechtsum kehrt, ging wieder auf dem Sofa zu Anker und trank wie gestern den Kaffee aus dem Wasserglase, nicht ohne es vorher mit Genever ausgespült zu haben.

„Das ist keine Ungeschicklichkeit, das ist Absicht!" knirschte er und verschob die gerechte Rache auf morgen.

Wie ein Luchs äugte er über den Tisch, als Mandus das Frühstücksbrett mit der Konfirmationstasse hereinbrachte. Kaltblütig hob er das ehrwürdige Henkeltöpfchen, um es auf den Tisch zu stellen. Dabei drehte er es einmal um die Achse, daß der verwaschene Doppelgoldrand zum letzten Male aufleuchtete und schmetterte es mit wuchtigem Hieb an Deck, daß Wort und Wahrheit sich trennten und auseinanderspritzten.

Das war denn doch zuviel für Jonni. Wie ein vom Wahnsinn gestachelter Tiger fuhr er vom Sofa auf, um den Tisch herum und hinter Mandus her, diesem attentäterischen Autoritätsverächter.

Diesmal blieb Jonni dem heimtückischen Jungen hart auf den Fersen. Lautlos ging die Jagd voraus. Mandus ließ, um besser laufen zu können, die Pantoffel von den Füßen fliegen. Auch Jonni war in Socken, weil Mandus die Sonntagsstiefel noch nicht geputzt hatte. So stoben sie geräuschlos wie zwei Geister um Fockmast, Kombüse und Logis herum. Zunächst bemerkte nur einer dieses sonderbare Schauspiel, nämlich Andres Ochwatt auf dem Achterdeck, der die Wache hatte. Und er sperrte beide Augen auf wie noch nie.

Jonni schien seine Ehre darein zu setzen, den Frevler ganz persönlich und ohne fremde Hilfe zur Strecke zu bringen. Im Vorübersausen langte er sogar von der Nagelbank ein Tauende und schwang es prüfend durch die Luft, daß es sauste.

Mandus aber erkannte sogleich dieses Wachstum der Gefahr und enterte ins Fockwant auf.

Doch Jonni ließ sich auch sportlich nicht lumpen. Er nahm die Herausforderung an, und das Wettklettern begann.

Jetzt konnte auch Detlef, der Mann am Ruder, das herzerquickende Schauspiel genießen.

Flink wie eine Eichkatze verschwand Mandus hinter dem Großsegel, und Jonni stieg ihm nach wie ein alter, bösartiger Kater, der nur daran denkt, sein Mordregister zu verlängern.

Detlef Bodderbrot sperrte jetzt sogar den Mund auf, daß ihm der geliebte Priem entwischte.

Sonst herrschte Sonntagsruhe, fast Kirchenstille an Deck.

Backbord waren Mandus nebst Jonni aufgeentert, steuerbord kamen sie mit beschleunigter Schnelligkeit und in derselben Reihenfolge wieder zum Vorschein. Jonni sah weder links, noch rechts, sondern immer nur geradeaus auf diesen niederträchtigsten aller Jungen.

Fast hätte er ihn an Deck erwischt. Im letzten Augenblick aber gewann Mandus das Großwant. Jonni turnte ihm nach. Andres Ochwatt und Detleff konnten jetzt die drollige Sklavenjagd vor dem Großsegel genießen. Der Steuermann lachte glucksend, und der Rudersmann klappte den Mund vor Verwunderung wieder zu.

Wie eine Giftschlange ringelte sich das Tauende um Jonnis lange Beine. Obschon es ihn beim Klimmen hinderte, er ließ es doch nicht fahren. Mandus erreichte glücklich die Mars. Dann ging es auf der anderen Seite wieder in die Tiefe. Die Entfernung zwischen dem Verfolger und seinem Opfer vergrößerte sich zusehends.

Als Jonni zum Achterdeck heraufkeuchte, war Mandus längst im Besanwant. Jonni stoppte ab. Er konnte nicht mehr.

„Ich hau dich zu Mus!" brüllte er hinauf und fuchtelte dazu mit dem Tauende.

„Dann springe ich über Bord!" brüllte Mandus zurück.

„Der sagt es nicht bloß, der tut es!" warnte Andres Ochwatt.

Aber Jonni war noch immer taub und blind vor Wut über die vorsätzliche Zerschmetterung seines geheiligten sonntäglichen Frühstücksgeräts.

„Das will ich ihm austreiben! Das will ich ihm austreiben!" tobte er auf dem Achterdeck herum.

In seinem Wüten bemerkte er es gar nicht, daß Andres Ochwatt auf eine heftige und hinterlistige Art dem Jungen zuwinkte. Endlich bemerkte und verstand Mandus diese optischen Signale und sprang.

„Mann über Bord!" brüllte Andres Ochwatt.

Jonni stand, als hätte ihn der Schlag getroffen. Das Tauende zitterte wie ein Affenschwanz. Ein Rettungsring flog dicht an der Nase vorbei und klatschte mitten in den Atlantischen Ozean.

„Hart Backbord das Ruder!" kommandierte Ochwatt, und Detlef drehte grinsend und gemächlich das Rad herum:

Die Fortuna lief aus dem Wind und begann zu rollen. Die Segel flatterten, und die Rahen klapperten im strammen Nordostpassat.

Im Nu waren beide Wachen auf den Beinen.

„Jung über Bord!" schrie Andres Ochwatt, turnte zum großen Boot hinauf, riß die Persenning herunter, legte sie zusammen und warf sie unter die Duchten.

„Die Jolle! Die Jolle!" stöhnte Jonni und griff sich mit der linken Hand aufs Herz.

„Zu schwach für die See!" brüllte Andres Ochwatt und ließ das Boot ausschwenken.

Klack! entfiel Jonni das Tauende. Er starrte auf den weißen Rettungsring, der immer weiter abtrieb, bald im Gewoge verschwand, bald wieder auftauchte.

Fernrohr!" wimmerte er.

Cornelius holte es aus dem Kasten und reichte es ihm. Aber auch damit war keine Spur von Mandus zu entdecken. Obendrein fing jetzt das große Besansegel zu schlagen an. Die Taljen des Baumes hatten sich gelockert, und es pendelte bei jeder Woge hin und her. Zwanzig Fäuste griffen viermal vergeblich zu. Immer größer und wuchtiger wurden die Schwingungen. Schon war die eine Talje losgefallen. Da kam ihnen ein Windstoß zu Hilfe, der ins Laken fuhr und die Kraft des Schwunges brach. (Forts. folgt.)

Begegnungen auf der Elefantenjagd

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

An der Wasserscheide des Kongo und Zambesi, im Lande der Walunda, erwachte der Morgen. Zögernd, unsicher. Kein Vogelgezwitscher begrüßte die aufgehende Sonne, kein Summen der Insekten, die danach trachten, in den ersten Strahlen ihre taufeuchten Flügel zu trocknen. Im dichten Nebel lag das Land.

Wir waren mitten im Elefantenrevier. Hatten am vorigen Abend verschiedentlich frische Fährte gesichtet. Lagerten hier, um nicht zu nahe an die Elefanten heranzukommen, sie nicht zu vergrämen durch den Lärm, den selbst die auf Elefantenjagd bestens geschulten Träger machen.

Die Sonne nahm den Kampf mit dem Nebel auf, drückte ihn zur Erde, stieß Löcher hinein. Auf den Hügeln tauchten die Baumspitzen aus dem Nebelmeer, auf denen die Vögel fröhlich zwitschernd die wärmenden Sonnenstrahlen begrüßten.

Ich gab den Befehl zum Aufbruch. Noch steif vor Kälte hoben die Träger ihre Lasten. Mein Mambunda Elefantenjäger Makamanda setzte sich an die Spitze. Unsere Richtung war heute genau nach Westen. Alle Elefantenfährten, die wir am Tage vorher gesehen, waren nach Süden gegangen. So kreuzten wir die Fährten und konnten die frische heraussuchen.

In jenen Tagen hatte ich mich zu einem lebenden Kompaß herausgebildet. Nur einmal am Tage brauchte ich mich nach dem Kompaß zu orientieren ,um dann mit absoluter Sicherheit die Richtung einzuhalten. Die Elefantenjagd hatte mich folgendes Verfahren gelehrt: Wenn ich vom Standlager abmarschierte, schlug ich eine Himmelsrichtung ein, in der ich Elefanten vermutete. Diese Richtung wurde solange eingehalten, bis ich eine Fährte fand, die mehrere Tage alt sein konnte. Dann nahm ich sie auf. ließ mich vom Elefanten in das Elefantenrevier führen. Sobald andere Fährten bewiesen, daß wir im richtigen Revier waren, wurde wieder eine Richtung genommen, die quer zu den Spuren lief. Ich ging stets an zweiter Stelle hinter dem Jäger und gab die Richtung an.

Wir marschierten durch lichten Hochwald. Das Gelände senkte sich auf einen Flußlauf zu. Eine Ebene breitete sich vor uns aus, auf der noch Nebel lag. Aus der grauen Sichtlosigkeit sprang ein Pfiff. Ein Riedbock war flüchtig geworden.

Plötzlich stockt Makamanda. Zeigt auf die andere Seite des Flusses. Mächtige schwarze Körper bewegen sich dort durch den lichter werdenden Nebel. Ich hebe die Hand. Meine gut geschulten Träger sinken lautlos zu Boden. Bevor ich mein Fernglas an die Augen bringe, schiebt sich wie ein Vorhang eine neue Nebelwand vor uns. Ein Windstoß zerteilt sie. Durch die beschlagenen Linsen läßt sich nur undeutlich sehen. Doch sicher sind es Elefanten. Der Rauch meiner Pfeife zeigt den Wind günstig. Ich greife zurück nach der Elefantenbüchse. Prüfe noch einmal den Wind. Drehe mich um, durch Zeichen den Trägern Ruhe gebietend. Und als ich wieder hinschaue nach den Elefanten, da bricht siegreich die Sonne durch, und ihre Strahlen spiegeln sich auf dem schwarzglänzenden Fell der Wasserböcke, die im Nebel riesengroß erschienen waren.

Wir marschieren am Fluß entlang, der hier durch eine Sumpfniederung fließt. Die Karawane blieb etwas zurück. Ich sollte erst mit Makamanda einen gangbaren Weg finden. Im Schilfstand bewegt sich eine schwere Antilope. Langsam wachsen aus dem Schilf zwei helle Gehörnspitzen, streben höher und zeigen die Spiralform des Kudugehörns. Doch dann wechselt kaum fünfzig Schritte vor mir ein prächtiger Sitatunga über eine Lichtung, diese seltene Sumpfantilope, deren Gehörn dem Kudu gleicht.

Aus der Niederung steigen wir bald wieder hinauf zum Hochwald. Immer wieder kreuzen Elefantenfährten unseren Weg, aber alle sind drei bis vier Tage alt. Da endlich eine frische Fährte! Es scheint, als ob der Elefant erst eben durchgewechselt. Es ist die einige Stunden alte Spur eines starken Bullen.

Nachdem alle Träger beisammen sind, nehmen wir die Fährte auf. Ein Boy geht als letzter, die Leute zusammen zu halten. Der Elefant führt uns erst in schnurgerader Richtung durch lichten Hochwald. Die erste Losung, die wir finden, ist schon kalt. Makamanda hat recht behalten. Der Elefant ist hier vor Tagesgrauen marschiert. Wir machten uns auf eine lange Verfolgung gefaßt. Das Gelände steigt gleichmäßig. Es geht einer Wasserscheide zu. Dort sind immer Dickichte. Vielleicht wollte er sich im dunklen Schatten einstellen, wo ihm wenig Gefahr droht. Im Dickicht fängt die Spur auch an, kreuz und quer zu laufen. Der Elefant hatte hier zu äsen begonnen. Unter einem hohen Baum hatte er gestanden, mit dem Vorderlauf den Sand aufgewühlt und sich in den Greifer des Rüssels gescharrt. Das ist fast immer ein Zeichen, daß der Elefant sich einstellen will.

Ich befehle den Trägern zu rasten. Zeige ihnen am Stand der Sonne, wann sie mir folgen sollen. Mit Makamanda gehe ich allein weiter. Im Gehen knicken wir Zweige, legen auch sorgfältig Zweige über andere Fährten, die frisch aussehen. „Schließen den Weg“, wie der Neger sagt. So sind wir sicher, daß uns die Leute mit den Lasten nicht verfehlen.

Mit aller Vorsicht pirschen wir weiter. Wir können jeden Augenblick auf den Elefanten stoßen. Berechnen läßt es sich nicht mehr. Hier in der Dschungel kann man ihn ebenso gut in fünf Minuten wie erst nach vielen Stunden antreffen. Bald merke ich aber, daß er seine Absicht geändert hat. Deutlich erkenne ich, daß er immer eine bestimmte Richtung einhält.

Es ist unheimlich ruhig in der Dschungel. — Kein Vogelgezwitscher, keine Schreie munterer Affen. Es ist ein eigenartiges Vergnügen, Elefanten in dieser Dschungel zu folgen. Vorsichtig pirscht man weiter. Das Herz klopft zum Zerspringen. Jeden Augenblick kann auf wenige Schritte der Elefant vor einem stehen. Plötzlich stockt der vorausgehende Fährtensucher. Man lauscht angestrengt nach vorn. Glaubt ein Geräusch zu hören. Aber vielleicht ist es nur das ungestüme Schlagen des eigenen Herzens, oder eine Buschantilope, die flüchtig abgeht. Dann geht es weiter. Bald heißt es über einen umgestürzten Baumriesen klettern, bald sich wie ein Wiesel unter den Lianen durchwinden. Sähe man nicht die untrüglichen Zeichen, die Trittsiegel der Elefanten, vor sich, man würde nicht glauben, daß kurze Zeit vorher der mächtige Dickhäuter durchwechselte.

Der Elefant ist nicht in der Dschungel geblieben. Er hat wieder zu marschieren begonnen, und bald sind auch wir wieder am Rande der Dschungel, folgten der Spur im offenen Hochwald. Wir sind jetzt dem Elefanten dicht auf den Fersen. Es liegt frische Losung auf dem Wechsel. Ganz gelb, feucht schimmernd. Makamanda steckt den bloßen Fuß hinein. Ganz ehrfurchtsvoll. — Es liegt etwas Wollüstiges in dieser einfachen Handlung. Ohne den Fuß herauszuziehen, späht er nach allen Seiten. Legt den Finger an die Lippen, Ruhe heischend und sagt ganz stolz, als ob es sein Verdienst sei, nur das eine Wort: „Warm.“ —

Es ist jetzt leicht, der Fährte zu folgen. Ich kann das Spuren Makamanda allein überlassen, spähe nach vorn und den Seiten. Es ist immer möglich, daß ein Elefant einen Bogen schlägt.

Ich spähe aufmerksam nach allen Seiten und — was ist das? — Parallel mit uns bewegt sich etwas Großes, Braungelbes. — Ein „tz“. — Wie ein gut dressierter Jagdhund steht Makamanda. Ich deute vorsichtig, doch schon erkenne ich eine Löwin, die gemächlich, kaum 60 Schritte entfernt, mit uns entlang trollte. Neugierig äugt sie herüber. Sobald sie merkt, daß wir halten, verhofft sie auch.

Wir gehen weiter. Gleich trollt die Löwin, es scheint ein junges Tier, gemächlich neben uns her. Wieder lasse ich halten, wieder verhofft sie. Setzt sich ruhig auf die Hinterhand, wie ein großer Hund. Gähnt gelangweilt. Mehrere Male das gleiche Manöver. Ich merke, wie Makamanda unruhig wird. Auch mir fällt die stumme Begleiterin auf die Nerven. Ich versuche sie zu vergessen, nur nach dem Elefanten auszuschauen. Vergeblich! Zu groß ist die Anziehungskraft der geschmeidigen, jungen Dame. Voller Wut nehme ich ein Stück trockenes Holz, werfe nach ihr. Natürlich, ohne sie nur annähernd zu erreichen. Ich hätte ja vielleicht noch weiter werfen können, aber man weiß doch nie, wie Damen gelaunt sind. Sie nimmt kaum Notiz, trabt weiterhin friedlich neben uns her.

Makamanda scheint sich mit der Begleitung abgefunden zu haben. Soviel Mühe ich mir gebe, ich kann den Blick nicht von ihr lassen. — Da, beinahe wäre ich über meinen

Jäger gefallen, der lautlos zusammensinkt und mit weit ausgestreckter Hand nach vorn zeigt.

Hundert Meter vor uns zieht ruhig der Elefantenbulle. Verhofft, um dann einen besonders leckeren Zweig mit dem Rüssel abzureißen und in den Rachen zu schieben. Bei jeder Schwingung heben sich zwei mächtige Stoßzähne schneeweiß gegen das dunkle Grün des Waldes ab. Vor mir die edelste Beute. Vergessen, ausgelöscht die Löwin, die seltenen Antilopen. Noch einmal den Wind geprüft, der leidlich steht. Vorsichtig die schwere Doppelbüchse entsichert. Ich nehme die Führung. Makamanda dicht dahinter mit der Reservebüchse. Wie ein Leopard gleite ich lautlos auf Gummisohlen durch den Wald. Jede Deckung ausnutzend von Baum zu Baum. Ganz langsam zieht der Elefant. Jetzt verhofft er wieder, steht im Schatten eines großen Baumes. Blitzschnell mache ich den Platz aus, von dem ich schießen will. Eine kleine Lichtung liegt dazwischen. Ich husche darüber hinweg.

Die Nerven sind ruhig, jetzt, wo das Ziel vor Augen steht. Noch ein paar Schritte. — Ein Baum bietet Deckung, an dem ich vorsichtig die Büchse anstreiche. Der Elefant steht günstig, ganz breit. Allerdings etwas stark im Schatten. Doch deutlich auszumachen. Kaum 30 Gänge. — Kopf- oder Blattschuß? — Schatten und schwere Büchse. Ich entscheide für Blatt. Er steht regungslos. Brummt zufrieden. Selbst sein unheimlich feiner Instinkt läßt ihn keine Gefahr wittern. Die schweren Zähne berühren fast den Boden. Ich bringe Kimme und Korn auf den Ohrrand. Gehe langsam herunter, bis ich die Spitze habe, die an der Vordersäule anliegt. Tief, dort, wo das Herz . . . Freie Schußbahn, ruhig liegt das Gewehr. Nicht ein Zittern des Laufes. Langsam krümme ich den Finger. Die Explosion von 10 Gramm Nitro-Pulver zerreißt die Stille des Waldes. Harter Anschlag des 75 Gramm schweren Geschosses. Der Rückstoß dreht mich herum. Schnell werfe ich mich zurück, die zweite Kugel anzubringen. — Verschwunden der Elefant, wie vom Erdboden verschlungen.

Mit einigen Sprüngen bin ich am Platz wo er gestanden. Suche nach Schweißspur. Folge dem Weg, den er durch das dichte Gestrüpp gebrochen. Deutlich die weitausgreifende, flüchtige Fährte. Kein Tropfen Schweiß. Kehre wieder zurück zum Anschuß. Suche — suche — Unmöglich, daß ich gefehlt! — Ein Ruf Makamandas! — Ich stürze zu ihm. — Da zeigt er mir traurig den Anschuß in dem Baum, unter dem der Elefant gestanden. Grausames Jagdpech! Er hatte nicht diesseits, sondern jenseits des Baumes gestanden. In dem trügerischen Schatten war die graue Rinde des Baumes mit der grauen Haut des Elefanten verschwunden.

Als wir am Abend zu Tode erschöpft die hoffnungslose Verfolgung aufgeben, da sagt Makamanda: „Herr, die Löwin, die uns begleitete, war keine Löwin; es war ein Waldgeist, der nachher deine Kugel in den Baum lenkte."

Der Schrammenhans.

Pappenheims Tod am 17. November 1632. — Einer aus der zweiten Führergarnitur des Dreißigjährigen Krieges

Von **Karl Albrecht Reuter.**

Wenn heute noch der Name des Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim im ganzen deutschen Volke bekannt ist, so verdankt der General aus dem Dreißigjährigen Kriege diese Berühmtheit weniger seiner militärischen Bedeutung als dem zum geflügelten Wort gewordenen Ausspruch Schillers: „Ich kenne meine Pappenheimer!"

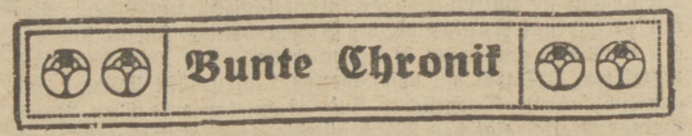
Dieses Wort ist bezeichnend für den selbstbewußten Feldherrn, für den Führer, der sich auf seine Leute verlassen konnte, weil er mit ihnen in vorderster Linie stand und weil er — selbst auf Kosten seines guten Namens — rücksichtslos für seine Soldateska sorgte. Schrammenhans nannten ihn seine Leute der Narben wegen, die sein Gesicht bedeckten und ein sichtlicher Beweis für seinen an Tollkühnheit grenzenden Mut waren. Sein großer Gegner Gustav Adolf nannte ihn „den Soldaten" und stellte ihn den schwedischen Offizieren als das Vorbild des Kriegers hin.

Dieser Mann, den hundert Wunden bedeckten, als er am 17. November 1632 in der Pleißenburg zu Leipzig starb, schien zu einer friedlicheren Laufbahn bestimmt. Mit sechzehn Jahren war er von den untertänigen Professoren der Universität Altdorf zum Rektor Magnifikus gewählt worden. Fünf Jahre später ernannte ihn der Kaiser zum Reichshofrat. Eine glänzende Staatslaufbahn stand ihm bevor. Doch plötzlich erkannte er seinen wahren Beruf, den des Soldaten. Es kam ihm nicht darauf an, unter welchem Herrn er kriegerische Lorbeeren erntete, unter welcher Fahne sein Ehrgeiz Befriedigung fand. Zuerst kämpfte er für Polen, dann am Weißen Berg — wo der Schwerverwundete nur durch einen Zufall vor dem Tode bewahrt wurde — für den Herzog von Bayern. Unter österreichischer Flagge unterstützte er den Grafen Ernst von Mansfeld am Oberrhein, dann half er den Spaniern in Oberitalien gegen die Franzosen, erwarb sich durch die Niederwerfung des Bauernaufstandes in Oberösterreich den Schimpfnamen des „leidigen Teufels" und wurde in Tillys Heer zum Führer der Reiterei, zwang Wolfenbüttel zur Kapitulation.

Hier hoffte der Ehrgeiz des erst Fünfunddreißigjährigen ein hochgestecktes Ziel zu erreichen: Der Kaiser sollte den Braunschweig-Wolfenbüttler Landesherrn absetzen und Pappenheim das Fürstentum Wolfenbüttel verleihen. Tilly selbst vereitelte das Gelingen der Intrige. Nun trieb der Ehrgeiz Pappenheim dazu, daß er verlangte, entweder selbst zum Oberbefehlshaber des ligistischen Heeres oder zum Generalissimus einer eigenen Armee ernannt zu werden. Beide Wünsche blieben unerfüllt. Das unglückliche Magdeburg mußte dann für den Zorn des Enttäuschten büßen.

Mit allem unzufrieden, stets im Glauben, vom Kaiser, von den Spaniern, von jedem ungerecht und ohne Rücksicht auf seine Verdienste behandelt zu werden, führte er zwischen Elbe und Maas einen Krieg auf eigene Faust. Dann aber — im entscheidenden Augenblick — setzte er alle persönlichen Interessen hintan und eilte von Halle her mit seiner Reiterei heran, um in die Schlacht bei Lützen einzugreifen. Vielleicht würde er den Kampf zu gunsten der Kaiserlichen entschieden haben, hätten ihn nicht zwei tödliche Kugeln getroffen. Denn nun zeigte es sich, daß der Wert der Pappenheimer zum größten Teil in der Person ihres Führers steckte. Sein Fall war das Zeichen zur Auflösung und Flucht. Mit dem tödlich verwundeten General verließen die Pappenheimer das Schlachtfeld.

Es ist klar, daß Pappenheim — je nach dem Lager — verschieden beurteilt wurde. Die einen begrüßten sein Ende als die wohlverdiente Strafe des bösen Feindes, die anderen betrauerten ihn als den mutigsten und entschiedensten Verfechter ihrer Sache. In einem Punkte ihrer Beurteilung mußten sich beide Lager einig sein: Pappenheim war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, das Urbild jenes Führers, für den seine Leute durchs Feuer gehen.



Milliardenwerte in Abfällen.

Das Bureau of mines in den Vereinigten Staaten hat unlängst einen Bericht herausgegeben, in dem es nachweist, daß in den USA. aus der Wiederverarbeitung von Abfällen nicht weniger als eine Milliarde der Wirtschaft erneut zugeführt wird. Den weitaus größten Teil dieser Summe liefert die Stahl- und Eisenindustrie, bei der vor allem auch die Schrottgewinnung einen sehr breiten Raum einnimmt. Der Jahresbedarf an Zinn wird zu 40 Prozent durch Abfallverarbeitung gedeckt, und nicht weniger als 500 000 Tonnen Kupfer werden aus Abfällen gewonnen. Aus abgespielten Kinofilmen wird das Silber ausgeschieden, wobei je 300 000 Meter 2,5 Kilogramm Silber liefern. Dazu kommen die Abfälle aus der Juwelenindustrie, der Zahntechnik und aus der photographischen Industrie sowie aus zahlreichen anderen Industrien, die ebenfalls ihren Anteil beisteuern. Bedenkt man aber noch, daß eine ganze Reihe von Abfallverarbeitungsprozessen gar nicht in diesem Berichte des Bureau of mines Aufnahme und Berücksichtigung gefunden haben, so kommt man zu dem Schlusse, daß die von diesem errechnete Summe von einer Milliarde Dollars noch ganz bedeutend überschritten wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.